

Tagungsbeobachtungen „Quo vadis, Gottesdienst?“, 2. – 4. Mai 2023, Michaeliskloster Hildesheim

Georg Lämmlin

Die Wahrnehmung, dass sich die evangelische Gottesdienstkultur „im Übergang“ befindet, bildet den Fokus meiner Überlegungen. Zu Beginn wurde von Christian Grethlein mit der Umstellung von Autorität auf Authentizität als Gesamthorizont einer Transformation gottesdienstlicher Kommunikationspraxis begrifflich gefasst. Die Umstellung betrifft nicht nur die Abendmahlsfeier, sondern auch die Evangeliumsverkündigung, deren Modus in den drei Dimensionen, die von ihm als kirchliche Grundvollzüge: Lehren und Lernen, gemeinschaftlich Feiern, Helfen zum Leben, nicht explizit auftaucht.

Was sich damit im Übergang befindet, ist das institutionelle Arrangement einer parochialen Gottesdienststruktur, die im gegenseitigen Konstitutionsverhältnis von parochialer Struktur kirchlicher Kommunikationspraxis und gottesdienstlicher Ordnung liegt. Dieses institutionelle Arrangement, und damit auch die Institution des Gottesdienstes in der vom reformatorischen Bekenntnis begründeten Form und dem davon abgeleiteten Pfarrberuf samt der zugehörigen theologischen Ausbildung, befinden sich also in einem Übergang, dessen Zielgröße noch nicht gegeben ist. Wir wissen, woher wir kommen, sehen aber noch nicht definitiv, wohin der Übergang führt und welche neue Form von Gottesdienstkultur sich institutionalisieren wird. Die von Grethlein vorgeschlagene Benennung der multilokalen mehrgenerationalen Familie als soziale Bezugsgröße für gemeinschaftliches Feiern mit dem Fokus auf gemeinsames Essen, die auch das geistliche Potenzial von Online-Formen einschließen kann, könnte einen Hinweis bilden, wurde dann aber auch kritisch kommentiert.

Anna Heinrich hat in ihrem Kommentar die Wahrnehmung des Gottesdienstes um die Dimension der Sehnsucht und darauf bezogener emotionaler Aneignungsprozesse erweitert und gegenüber der parochialen Ordnung eine Ermöglichungsstruktur ins Spiel gebracht, mit der die kirchliche Organisation Diversität fördern soll, durchaus aber auch Qualitätskriterien anzuwenden hat.

Aus der ersten Workshoprunde habe ich vor allem die Stichworte Beteiligungsorientierung mit Kindern, Lebensorte, Person und Biographie und Embodiment mitgenommen. Die Formulierung, dass der Gottesdienst dort entsteht bzw. entstehen kann, „wo das Leben spielt“, würde diese Stichworte vielleicht in einen Zusammenhang bringen. Damit verlagert sich die Konstitution des gottesdienstlichen Handelns in das Feld von sozialen Bezügen und Praxisformen, die über Individualität (oder mit Grethlein: Authentizität) konstituiert sind. Dass das zu einem Individualisierungsprozess führt, der (noch) nicht institutionell strukturiert ist, wurde sowohl in der abendlichen Talkrunde wie in den Vormittagsbeiträgen von Alexander Deeg und Anne Gidion deutlich. Die jeweils individuell verfassten Vorstellungen von Gottesdienst, sei es in der Form von persönlichen Gottesdienstträumen, der Ambivalenz in Bezug auf geprägte und neue Gottesdienstformen oder die Mikroerkundung von Kleinformen in der gottesdienstlichen Praxis machen deutlich, dass sich aus individuellen Präferenzen keine gemeinsame Präferenzordnung ableiten lässt, in die sich die individuellen

Präferenzen einordnen lassen. D.h. aus den individuellen Erwartungen lässt sich kein neues institutionelles Arrangement bilden, wenn nicht ein institutionelles Moment hinzutritt, das jenseits der individuellen Erwartungen und Bedürfnisse ansetzt und sie dennoch integrieren kann.

Ob sich die Kirchenmusik, wie es dann Kord Michaelis vertreten hat, als die Basis einer solchen institutionellen Struktur anbieten würde, erschließt sich mir am stärksten über den Aspekt der Erlebnisqualität, die Gottesdienst als eine Erfahrung jenseits alltäglicher Routinen und Verzweckungen gewinnen würde. Mit dem Moment des „high energy flow“ hat Thomas Nowack mit seinem Beitrag am Schlußtag eine eindruckliche Realisierung dieser Erlebnisqualität nicht nur konzeptionell skizziert, sondern auch spürbar gemacht.

Zu dem unterscheidenden Moment, das Gottesdienst(erlebnis) gegenüber anderen Erlebnisarten ausmacht, sind mir zwei Hinweise eindrücklich gewesen: Das Bild vom „Schnatz“, diesem goldenen Ballobjekt in der Harry-Potter-Welt des Quiddich-Spiels, der unvermittelt auftaucht, schwer zu fassen ist, aber dem Spiel die entscheidende Wendung gibt. Er symbolisiert ein Moment von Unverfügbarkeit, das einen zentralen Aspekt der gottesdienstlichen Inszenierung ausmacht bzw. ausmachen sollte. Damit korrespondiert auch der Ausdruck „a royal waste of time“, oder vom Gottesdienst als „Zeitverschwendung“, die gottesdienstliches Erleben von der Kategorie der Unterbrechung her konstituiert, einer Kategorie, die auch in der Theologie seit längerem für religiöse bzw. geistliche Kommunikation oder sogar für das Evangelium selbst eingesetzt wird. Damit würde ich auch den Bezug zum Adventsliedersingen in der Reichstagskuppel – oder ergänzend in großen Fußballstadien – in Verbindung bringen, in denen Momente der Exzentrizität und Selbsttranszendenz inszeniert und erlebt werden. Welche großartigen Ressourcen in der evangelischen Gottesdiensttradition (insbesondere des Gesangbuchs) für diese Transzendenz-Erfahrung und Erlebnisqualität liegen, hat der Schlussvortrag von Ralph Kunz auf eindruckliche Weise nicht nur vor Augen geführt, sondern direkt erlebbar gemacht.

Ich möchte diesen Rückblick auf den Tagungsverlauf mit der Beobachtung ergänzen, dass der in der Praktischen Theologie zentrale Begriff der „Kommunikation des Evangeliums“ keine Rolle gespielt hat. Sachlich gesehen sehe ich, dass im Zentrum dessen, was er bezeichnet, eine Umstellung von einliniger Vermittlung hin zu partizipativer Kommunikation und Interaktion geschieht, wenn ich an die Punkte des „Listening first“ im missionalen Gottesdienstverständnis, die Einbettung der pointierten Predigt in eine Feed-Kultur oder die Orientierung des Kasualgottesdienstes an den Bedürfnissen und Erwartungen der Menschen denke. Diese Umstellung könnte möglicherweise auch bedeuten, dass der Begriff Kommunikation des Evangeliums selbst in Auflösung begriffen ist, vielleicht zugunsten von Segensvollzug oder Konvivenzerfahrung, oder eben zumindest von einer noch offenen Suchbewegung abgelöst wird.

Diese Suchbewegung könnte möglicherweise im Rahmen von Kirchen- und Gemeindeentwicklungsprozessen strukturiert und institutionalisiert werden, wenn sie sich etwa auf regionale Gottesdienstentwicklung fokussieren, wie es Julia Koll im Workshop verdeutlicht hat. In diesem Rahmen könnte die partizipative Beteiligung organisiert werden, die für die Entwicklung neuer Gottesdienstformen notwendig ist, wie an der Auflösung von

anachronistischen Kirchenbildern gearbeitet werden, die der Teilhabe an den bereits heute gängigen neuen Gottesdienstformen noch stark im Weg stehen.

Am Ende lässt sich für den Übergang im Blick auf diese Tagung die allgemeine Weisheit heranziehen, dass neue Wege – und damit auch der Übergang – im Gehen entstehen. Ich würde das aber mit der Beratungsweisheit verbinden, dass es, wenn man feststellt, dass das Pferd tot ist, das man reitet, am Besten ist, wenn man absteigt. Und darauf bin ich dann sehr gespannt.